



Auf der Durchreise im Hauptbahnhof von Mailand: die Gestrandeten schlafen auf dem Boden. Die Stadt sammelt sie oft busseweise ein und bringt sie in Unterkünfte.

Fotos: AFP, ROPI

## Zwischenstation Milano Centrale

Asyl Übermüdet, voller Angst und von Schleusern gelotst – täglich stranden Flüchtlinge im Hauptbahnhof von Mailand. Die Stadt ist eine Drehscheibe für den Flüchtlingsverkehr. Die meisten wollen nur eins: wieder weg in Richtung Deutschland oder Schweden. Von Paul Kreiner

Die Morgensonne knallt auf das Betonpflaster, auf die Mauerchen, auf die Rabatten. Nach Pisse riecht es und gleichzeitig nach Blüten. Der Großstadtverkehr lärmt, Baumaschinen rattern. Abraham sitzt da und füttert Tauben. Oder besser: er spielt mit ihnen. Er sucht eine Beschäftigung. Zu tun hat er ja nichts. Und zu füttern nur winzige Krümel. Was Abraham hat, füllt nicht mal die gelbe Einkaufstasche neben ihm. „Schau“, sagt er. Da sind zwei Tüten Kekse, eine schon halb leer. Mehr nicht.

Abraham erzählt – in mühevollen Englisch – von zu Hause. Von einem Äthiopianer, aus dem er davongelaufen ist, weil er politisch irgendwie nicht ins Konzept passte. „Die sperren dich einfach ein“, sagt er. Nach der zweiten Haft ist er abgehauen, hat seine Mutter alleine gelassen, und jetzt sitzt er in Mailand vor dem Hauptbahnhof. Wie so viele seinesgleichen auch. Ausgemergelte Gestalten, müder Blick, hohle Augen, viele erst vor drei, vier Tagen irgendwo zwischen Libyen und Sizilien aus dem Meer gezogen. „Acht Leute“, sagt Abraham und zeigt die Acht mit seinen Fingern noch mal, „sind auf meinem Boot gestorben.“ Dann wendet er den Blick wieder ab. „Wir haben die Leichen ins Wasser geworfen.“ Und jetzt? Abraham zuckt mit den Schultern. „Ich will weg von hier. Germany, Sweden. Germany ist good. Aber ich habe kein Geld.“

Mailand, die reiche Groß- und Finanzstadt, ist in den vergangenen Monaten zur Drehscheibe für den internationalen Flüchtlingsverkehr geworden. Die Geretteten kommen hier an aus den sizilianischen, kalabrischen Hafenstädten; nach drei, vier Tagen sind sie wieder weg, auf den gleichen dunklen Wegen, auf denen sie angereist sind: geschleust, gelotst, aufs Geratewohl. Alle ohne Papiere. Höchstens mit ein paar Telefonnummern auf der Handfläche oder im Kopf. 53 000 Flüchtlinge, schätzt die Stadtverwaltung, sind allein in den vergangenen zwölf Monaten in Mailand durchge-

„Acht Leute sind auf meinem Boot gestorben. Wir haben die Leichen ins Wasser geworfen.“

Der Äthiopianer Abraham hat es übers Mittelmeer nach Italien geschafft

reist. Wenn es stimmt, dass vergangenes Jahr 170 000 Flüchtlinge in Italien angekommen, aber nur 70 000 im Land geblieben sind, dann sind von den 100 000 Verschwundenen mehr als die Hälfte über Mailand gelaufen, irgendwie.

„Wir müssen uns um sie kümmern“, sagt Gabriella Polifroni vom Sozialdezernat der Stadt, „aber wir können nicht mehr!“ Der Menge wegen zum einen, zum anderen wegen der glitzernden Weltausstellung, der Expo 2015, die am 1. Mai eröffnet wird. Ein Hauptbahnhof, in dem, neben und vor dem jeden Tag Hunderte von Flüchtlingen schlafen, kauern, sitzen, gilt als schlechter Empfang für die erwarteten 20 Millionen Besucher. So baut die Stadt derzeit ein älteres Aufnahmelaager an der Peripherie wieder aus, mit Zelten, mit Containern, und täglich schickt sie Busse am Hauptbahnhof vorbei, um die Afrikaner einzusammeln.

„Aber Mailand? Was ist Mailand?“ Die vier Schwarzen auf dem nächsten Mauerchen, zwei aus Mali, zwei aus Togo, wissen nicht einmal, wo sie sind. Sie wissen nur, man hat sie diese Nacht aus einem Bus hier abgeladen und ihnen gesagt, sobald sie Geld für die Weiterreise aufgetrieben hätten, könnten sie sich ja wieder melden. „Jetzt warten wir“, sagt einer. Er knetet nervös eine alte Zeitung durch. Und woher soll das

Geld kommen? Schulterzucken. Dann der eine: „Ich habe da einen Freund in Frankreich.“ Wenn man nur ein paar Münzen bekommt, um ihn anzurufen. Und einer der Togolesen trommelt mit den Fingern einer Hand auf der anderen herum: Auch er will Telefonatsten drücken.

Scharen von Touristen klackern mit ihren Rollkoffern vorbei, durchgestylte Geschäftsleute und Börsenhändler in modisch knappen Anzügen stürmen in proaktivem Arbeitsschnellschritt über den Bahnhofsvorplatz; gleich daneben hat die Regionalregierung der Lombardei ihr elegantes, graumetalles Hochhaus, einmal das höchste in Europa, mit den Fahnen aller 145 Expo-Teilnehmerstaaten bunt verkleidet. Und unten versammeln sich Gestrandete aller Länder. Die üblichen Stadtstreicher, sie haben wenigstens noch etwas, das sie ihr Eigen nennen können, ganze Einkaufswagen voll. Der vielleicht 40-jährige Senegalese daneben, der sich Samba nennt, der hat selber nicht viel mehr als die zwei frisch angekommenen, klapperdürren Eritreer neben ihm, um die er sich gerade zu kümmern scheint.

Samba in der glänzenden schwarzen Kunstlederjacke behauptet, dass er schon seit 15 Jahren in Mailand lebt, dass er „immer regulär gearbeitet und Steuern gezahlt“ hat. Vor zwei Jahren hat er den Job verloren: „Und ohne Job kriegst du in Italien nichts mehr, keine Sozialhilfe, keine Aufenthaltsgenehmigung, gar kein Papier, und wenn du kein Papier mehr hast, dann geben sie dir selbst bei der Caritas kein Essen mehr.“ Dann, sagt Samba, und zeigt auf einen kaum Dreißigjährigen, der da vor dem Bahnhof – „rattattattattatt“ – mit seiner Krücke auf Passanten zielt wie mit einer Maschinenpistole: „Dann, Bruder, geht's dir so wie diesem Ahmed da. Er ist Marokkaner oder Mauretanier, irgend so was, und er hat sich kopfüber in den Alkohol gestürzt.“

Samba sagt, die beiden Eritreer da neben ihm, sie bräuchten so dringend Geld für ein wenig Essen. Man versucht, ihnen ein paar Münzen zu geben, doch die Hand des Senegalesen drängt sich dazwischen: „Ich geb's ihnen weiter“, sagt er. Und die Eritreer blicken einem mit Augen voller Verzweiflung nach.

Flüchtlingsgeschichten hat Desio De Meo gehört, die – sagt er – sind „so schrecklich, so unvorstellbar“. Dabei kennt sich der 70-jährige De Meo mit menschlichen Schicksalen aus – nach einem Leben voller Arbeit mit Obdachlosen, Junkies, jungen Straftätern, Arbeitslosen, in Mailand wie in Ecuador. Seit zwei Jahren, mit dem Anschwellen der Flüchtlingsströme, leitet er

die Casa Suraya, wo Flüchtlinge aus Syrien Aufnahme und Hilfe finden für die drei, vier, fünf Tage eben, in denen sie in Mailand bleiben. Nonnen haben in ihrem Konvent ein ausgesiedetes Mädchenwohnheim freigeräumt, und De Meo hat sich auf einem der weiten Flure eine Büroakzente eingerichtet, fliederfarben gestrichen, die Regenbogenfahne mit der Aufschrift „Pace“ an der Wand und ein aufblasbarer Globus auf dem Aktenschrank.

Draußen im üppig grünen Klosterpark lärmten Kinder, eine Spielzeugtrompete trötet ohne Unterlass. „Das ist eine Oase des Friedens hier“, sagt De Meo: „Nach den Bombardements in Syrien, den drei bis neun Monaten in der Wüste, dem Elend in libyschen Baracken und auf dem Meer fühlen sich die Kinder hier richtig befreit.“

Sofern sie überhaupt angekommen sind. „Vor einem Jahr hatte ich junge Eltern aus Syrien da, die haben alle ihre vier Kinder auf dem Meer verloren“, erzählt De Meo: „Acht, vier, zwei Jahre und ein Jahr alt. Und der Vater hat sie auch noch eigenhändig ins Wasser gestoßen.“ Die Situation war ähnlich wie bei der großen Tragödie vom 19. April: vor lauter Aufregung der Flüchtlinge gerät ein überfülltes Boot exakt bei der Annäherung der Retter ins Schlingern. Der Vater hat Angst, beim Kentern könnten die Kinder mit untergehen, er zieht ihnen Schwimmwesten an und drängt sie von Bord. „Bis heute suchen die Eltern verzweifelt überall nach ihren Kindern. Sie müssen doch überlebt haben, sie müssen. Aber wer hat sie gerettet, wo sind sie?“

De Meo erzählt, was seine Gäste ihm berichtet haben: von tödlichen Streitigkeiten um Rettungswesten an Bord der Flüchtlingsboote, von Misshandlungen in Libyen, davon, dass man sie „sogar für die Luft bezahlen lässt, die sie atmen“. Er erzählt von einem Gewittersturm, bei dem im Sudan ungezählte Flüchtlinge ertrunken sind – „tatsächlich ertrunken, in einer Wüstengegend“. Er erzählt von Christen aus Aleppo, „die zuerst fünf zusammengebombte Mauern überwinden mussten, bevor sie sich aus ihrem Haus befreien konnten“, und vom Besitzer einer syrischen Schuhfabrik, „der erst aufgegeben hat, als Granaten alle seine 38 Mitarbeiter getötet hatten“. Diese Leute, sagt De Meo, „erklären mir, dass sie sich in Syrien schon wie tot fühlten. Da machte die Lebensgefahr auf dem Meer für sie auch nichts mehr aus.“

Einmal sei ein Elfjähriger im Klostergarten auf eine hohe Stange geklettert, sagt De Meo: „Der Vater saß unten und hat geraucht. Ich bin rausgestürzt, hab den Vater

gewarnt, der Junge könnte runterfallen. ‚Ach, lassen Sie‘, hat mir der gesagt, ‚wir haben so furchtbare Dinge erlebt, da ist es nicht mehr schlimm, wenn er sich jetzt das Bein bricht. Hauptsache, er hat ein bisschen Spaß.‘ Und er hat seelenruhig an seiner Zigarette weitergezogen.“

In der Casa Suraya, betrieben von der katholischen, Caritas-nahen Sozialkooperative Farsi Prossimo (übersetzt etwa: „Machen wir uns zum Nächsten für die Hilfsbedürftigen“), kommen vorwiegend Familien unter. Bisher waren fast nur Syrer da, „praktisch alles gehobene Mittelklasse, Akademiker, Ärzte, Ingenieure, einmal sogar die berühmteste syrische Schauspielerin“. Neuerdings reisen immer mehr Eritreer ein. Die Stadt schickt sie – praktisch jeden Morgen, sofern De Meo Platz hat – vom Hauptbahnhof raus.

Auf welchen Kanälen sie sich nach drei, vier, fünf Tagen die Weiterreise organisieren, weiß De Meo auch nicht: „Sie sind dann einfach wieder weg.“ Beziehungsweise: „Es sind schon welche weinend zurückgekommen, einer sogar dreimal, weil man ihnen wertloses Papier als angebliche Bahntickets verkauft hat.“

haben dreitausend Euro ausgegeben und Mailand nie verlassen.“ Und wenn die Schleuser sich allzu eng und allzu auffällig um die Casa Suraya drängeln, dann werde auch mal die Polizei angerufen.

Aber was passiert, wenn De Meo versucht, die Flüchtlinge in Mailand, in Italien zu halten? „Dann umarmen sie mich und entschuldigen sich.“ Deutschland und Schweden hätten ihnen doch viel mehr Chancen zu bieten. „Sie fragen mich, welche Arbeit zum Beispiel mein Sohn hat. Dann muss ich ihnen sagen, er ist arbeitslos.“ Von 12 000 Flüchtlingen, die in den letzten beiden Jahren bei Farsi Prossimo durchgelaufen sind, haben nur acht einen Asylantrag in Italien gestellt.

Die Gefahr, dass Schutzsuchende in die Hände von kriminellen Menschenhändlern fallen und mit Leib und Leben für ihre Flucht bezahlen müssen, halten Sozialarbeiter gerade in der Verkehrsdrehscheibe Mailand für „sehr groß“. Einblicke in die Transportstrukturen sind aber rar. So versucht die Stadt wenigstens, die unbegleiteten Minderjährigen zu halten. Wie viele von ihnen unter den 58 000 Flüchtlingen waren, die seit Oktober 2013 durch Mailand gegangen sind, teilt die Stadt nicht mit, nur: „Eine Notlage sehen wir bei Syrern und Eritreern nicht“, mailt Gabriella Polifroni vom Sozialdezernat: „Die nicht begleiteten Minderjährigen werden von Polizei, Jugendgericht und Stadt in eigenen Einrichtungen untergebracht. Sie stehen unter dem Schutz des Gesetzes.“

## Die Union tönt und gibt klein bei

Mindestlohn CDU/CSU haben eine Korrektur des Mindestlohns versprochen – sie können nicht liefern. Von Roland Pichler

Der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer hat wieder Erwartungen geweckt, die er nicht einmal ansatzweise halten kann. Seit Wochen läuft der bayerische Ministerpräsident gegen bürokratische Exzesse bei der gesetzlichen Lohnuntergrenze Sturm. Doch nach dem Treffen der Koalitionsspitzen in Berlin geht Seehofer leer aus. Nicht einmal ein symbolisches Ergebnis kann er vorweisen. Das gilt im Übrigen auch für den Wirtschaftsflügel der CDU, der sich für die notwendigen Korrekturen der Mindestlohn-Bürokratie starkgemacht hat. Als eindeutiger Sieger geht die SPD vom Platz. Arbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) konnte bisher ihre Linie durchhalten, alle Forderungen nach Änderungen abzuwehren.

Aus parteipolitischer Sicht mag dies ein Erfolg für die SPD sein. Aus übergeordnetem Interesse sind die Genossen aber gut beraten, sinnvolle Änderungen zu akzeptieren. Was der Mindestlohn bewirkt, lässt sich jetzt noch nicht sagen. Die Wirtschaft muss aber akzeptieren, dass das Gesetz gilt. Es kann daher nicht darum gehen, die Regelungen wieder auszuhebeln. Die Politik ist gleichwohl gut beraten, bürokratische Regeln zu überdenken. Die Dokumentationspflichten gehen weit über den Kreis der Betroffenen hinaus. Auch bei ehrenamtlichen Tätigkeiten muss nachgebessert werden. Das spürt auch die SPD.

## Hektik im Labor

Wissenschaft Plagiate und Fälschungen gehen auch auf einen übertriebenen Wettbewerb zurück. Von Alexander Mäder

Es läuft einiges schief in der Wissenschaft, denn der Druck ist enorm. Experimente werden nicht überprüft, weil das die Karriere nicht voranbringt, und manchmal werden die Daten auch passend gemacht, damit man sich Chancen auf eine Professur erhält. Die Wissenschaft übertreibt es mit dem Wettbewerb. Etwas mehr Ruhe und – ja – Pedanterie würde ihr guttun.

Darauf weist nun der Wissenschaftsrat hin, ein bedeutendes Beratungsgremium, auch wenn er es anders formuliert und eine „Kultur der Redlichkeit und der Verantwortung für Qualität“ fordert. Er sagt damit Forschern allerdings nichts Neues, und auch seine Empfehlungen haben schon andere vor ihm geäußert. Nur auf die Probleme hinzuweisen löst sie nicht. Das Gegensteuern wird ein zäher Prozess, und es ist noch nicht ausgemacht, dass er gelingt.

Aber ein Gutes hat der Appell des Wissenschaftsrats: Er erreicht Politik und Öffentlichkeit, die in den vergangenen Jahren den Gedanken des Wettbewerbs verbreitet haben. Sie könnten den Anfang machen und den Fuß vom Gas nehmen. Sie müssten lernen, darauf zu vertrauen, dass Wissenschaftler mit ihrem Freiraum umzugehen wissen. Sie werden Zeit und Geld nicht vergeuden, sondern ihren Beitrag zum technischen, medizinischen und gesellschaftlichen Fortschritt leisten.

Unten rechts

## Chuck vs. Kim

Über den US-Schauspieler Chuck Norris wurde zuletzt viel gespottet.

Zu Unrecht: der als Krawallmime diffamierte Actionstar bewegt sich sicher im Zahlenraum bis zehn, wenn nötig, schlägt er einige ihm unbekannte Ziffern (beispielsweise die Sieben oder die Neun) kurz und klein. Doch seine Alleinleistung ist gefährdet: Als härtester Konkurrent taucht jetzt der nordkoreanische Machthaber Kim Jong-un am Horizont auf. Kim habe den Paektu-Berg (2750 Meter) ohne Wanderschuhe erklommen, berichteten staatliche Medien. Diese Besteigung habe ihm „kostbare Geistesnahrung verschafft, die kräftiger ist als alle Atomwaffen“, sagte Kim. Tatsächlich bereiten ihm seine Leibköche jeden Tag ein Frühstück aus gespaltenen Atomkernen zu, ohne dessen stimulierende Wirkung Frisur und Physiognomie Kims nicht denkbar wären.

Im Kampf der Systeme zwischen Chuck Norris und Kim Jong-un wird es für den Amerikaner eng. Bilder aus Pjöngjang zeigen Kim, wie er lachend zehntausend einarmige Liegestützen absolviert und mit der freien Hand Todesurteile unterschreibt. Außerdem spaltet er mit einem Karatehieb nicht nur Atomkerne, sondern auch Reiskörner. Norris letzter Trumpf ist das Kopfrechnen mit bloßen Händen. Das wird spannend.

Martin Gerstner



Viele Flüchtlinge kommen per Boot in Italien an und müssen aus Seenot gerettet werden.